

Düsseldorf, Montag den 7. Dezember 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 49.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Historische Novelle von Th. v. Kobbe.

(Fortsetzung.)

Die folgenden Tage wurden in Liebe und gleichem Kampfe, wie der erste Abend der Enträthselung des traurigen Geheimnisses, verlebt. — Immer schweigender war Hans geworden. Am dritten Morgen aber ging er, von dem treuen Sultan begleitet, nach Hamburg, angeblich in Geschäften, kehrte aber am Abend nicht zurück. Die Seinigen harreten sein mit steigender Unruhe. Erst am zweiten Tage erhielt der alte Meyer einen Brief, in dem ein kleiner Schlüssel versiegelt war. Er enthielt die Worte:

„Lieber Vater und Oheim!

Dein trauriger Entschluß, meine Angst und Liebe um Dich und zu Dir, wie zu Hannibal, haben hoffentlich einen bessern in meiner Seele hervorgerufen; ich habe mich als Matrose nach Havannah verdungen, und hoffe mit Sicherheit, Deine Pläne dort vorzubereiten. Unternehmt um Gotteswillen nichts, bis Ihr Nachricht von mir erhaltet. Auf den Fall meines Todes ist beim Notar Dr. Kenzel mein Testament zu Euren Gunsten deponirt. Dieser Schlüssel gibt Dir, lieber Vater, mein Geld zurück, von dem ich mir zur Nothdurft genommen habe. Vergib mir, daß ich Sultan mit in die weite Welt nehme. Treu bis in den Tod

Euer Hans.“

Ein angelegter Brief an Hannibal, der „Posa“ unterzeichnet war, enthielt, nebst Grüßen an Bastian, die Versicherung unwandelbarer Freundschaft, und daß er bald diesem die heißgeliebte Jenny in die Arme zu führen hoffe.

Starr und kopfschüttelnd blickte der alte Meyer vor sich hin. — „Auch die thätige Neue wird mir vererbt,“ — rief er kleinlaut; dann aber, durch Hannibals und Bastians Zureden bewogen, versprach er ihnen, vorläufig nichts zu unternehmen, sondern abzuwarten, welchen Erfolg das Unternehmen des braven Hans haben würde.

7.

Es vergingen zwei volle Jahre, ohne daß dem bekümmerten Meyer und dem sehnsüchtigen Hannibal die geringste Kunde von dem treuen Hans zu Ohren gekommen war. Den mühsamsten Nachforschungen war es indessen gelungen, so viel zu erfahren, daß er glücklich in Havannah angelangt, dort aber seinem Kapitän, der obnehin einige Tage darauf mit einer neuen Fracht nach Nordamerika gefegelt war, ganz aus den Augen gekommen sey. Als endlich die täglich matter werdende Hoffnung der Resignation wie der gewissen Ueberzeugung seines Todes ihr Feld, worauf so viele herrliche Blüten verdorrt waren, hatte räumen müssen, entschloß sich Han-

nibal, täglich aufgeregt vom bittenden Vater, und überdem gespornt von der heftigsten Liebe, das Grab des Freundes, die Nähe der Geliebten, und den Vater aufzusuchen, für den kein kindliches Herz in seinem sonst gefühlvollen Busen schlug, den er aber mit dem Pfleger seiner Kindheit zu versöhnen hoffte. Sein Abschied war schmerzlich; noch lange wehte er dem bekümmerten Alten und dem ehrlichen Bastian mit dem grüßenden Taschentuche ein Lebewohl zu, bis die grünen Anhöhen des Dorfes Flottbeck zwischen das vom Winde geschwellte Schiff und sie mechanisch mit einem „Scheidet“ traten.

Es war im Oktober, als der unsern Hannibal tragende Kiel ohne Gefahren in Havannah, der größten Stadt Westindiens an der Nordwestküste von Cuba landete. Die Stadt liegt der Südspitze von Florida gegenüber, in einer schönen Ebene, welche an der einen Seite vom Meere, an der andern vom Fluß Lagida bespült und auf der Landseite von Hügeln umgeben wird, auf welchen Forts angelegt sind. Welch eine Sehnsucht trieb ihn durch die zwar schnurgeraden, aber schlecht gepflasterten Straßen. Er folgte seinem Kapitän, einem Deutschen, der ihn sogleich zu dem Wirth der Deutschen, dem allen Havannahfahrern hinlänglich bekannten Hrn. Nichols, führte. Dieser hatte kaum Hannibal von oben gemessen, als er die kuriosen Worte ausrief: „Fünf Fuß und neun Zoll, und das Alles für 50 Thaler, wie soll man dabei bestehen!“ Die Umstehenden, alle Protestanten, größtentheils Engländer, lachten beifällig, und erklärten dem so seltsam Angeredeten, daß Herr Nichols, außer seiner löblichen Wirthschaft, auch nebenbei das Amt eines protestantischen Geistlichen und Todtengräbers verwalte, und für die gedachte Summe von 50 Thalern Sarg und Beerdigung besorge. Da nun so viele Deutsche und Engländer ein Raub des gelben Fiebers würden, so habe Nichols trotz aller Gutmüthigkeit, welche er besitze, die freilich nicht höfliche Gewohnheit, jeden seiner Landsleute sofort bei dessen Ankunft zu messen, um bei der ersten Nachricht von seinem Ableben sogleich mit dem letzten Bette von sechs Brettern und zwei Brettkchen bei der Hand zu seyn. Sie seyen gerade beschäftigt, einem Landsmann, unter Nichols Anführung, die letzte Ehre zu erweisen, wozu sie auch die Angekommenen hiemit auffordern wollten.

So unangenehm diese Einladung war, so mußte doch Hannibal, da der Kapitän lächelnd einwilligte, derselben folgen, und bestieg wenige Minuten darauf mit ihm eine der Bolanten, eine Art Kabriolet, in welchem sämtliche Deutsche einen von Herrn Nichols angewiesenen Platz erhielten, und nach dem eine englische Meile von Havannah an der Südseite belegenen protestantischen Kirchhof führen. Hier hielt Herr Nichols einen kurzen, gewiß schon oft hergeplapperten Leichensermon, den er mit seiner gewöhnlichen Phrase: „Ashes to ashes, dust to dust, gentlemen, what will you drink?“ (Asche zu Asche, Staub zu Staub. — Meine Herren, was wollen Sie trinken?) beschloß. In dem Augenblick naheten Sklaven mit Flaschen Portwein und Madetra, Herr Nichols nö-

thigte mit messenden Blicken sehr freundlich, gleichsam als ob er aufs Neue auf dem Kirchhofe auszusäen, und bald wieder eine neue Erndte dort zu halten hoffe. So widerlich sein Scherz war, so erregte er doch allgemeines Lächeln, welches Hr. Nichols auf der Mitte des Rückweges auf's Neue hervorlockte, indem er an dem half-way-house anhalten und noch einmal die Becher mit dem Loaste kreisen ließ: „Trinkt nur; Ihr seyd mir doch Alle verfallen!“

Dann tauschte er mit dem Kapitän den Platz in der Volante, und setzte sich zu Hannibal, der froh war, endlich einmal Gelegenheit zu haben, seinen bis dahin unterdrückten Nachforschungen Luft zu machen. Aber Nichols kam ihm zuvor. — „Der so eben Beerdigte,“ — bemerkte er, — „ist ein junger Hamburger, der Bräutigam der wunderschönen Miß Jenny Mohrmann, die der durch Sklavenhandel arm gewordene Mohrmann an ihn verkuppeln wollte.“ — Das Blut erstarrte in Hannibals Adern, aber der geschwätzige, dies nicht beachtende Nichols fuhr fort: — „Niemand wird sich mehr freuen, als Miß Jenny, daß der gute Hans todt ist.“ — „Wie?“ rief Hannibal erbleichend, — „Hans Renneberg ihr Bräutigam? Hans todt?“ — „Wer spricht denn von Hans Renneberg?“ — versetzte Nichols, indem der kleine dicke Mann zu Hannibal hinauf sah. — „Nun freilich, der ist auch ebenso gut wie todt, ich rede ja von Hans Mack, dem eitlen, jungen, reichen Hamburger, der die hübsche Jenny freien wollte. Wer hieß ihn denn, auf das bloße Jawort des Alten talfia (junger Rum) und Ananas in dieser Jahreszeit genießen, was kein Havanneseer verträgt? Aber Ihr seht ja so bleich aus, als ob das gelbe Fieber bei Euch im Anmarsch wäre. Meiner Treu!“ — fuhr er fort, indem er dem halbentseelten Altonaer freundlich die Hand drückte, — „ich habe es nicht so arg gemeint, als ich Euch maß. Das war ein hergebrachter Wirthspass, der mir doch nicht vom Herzen geht. Werdet nicht krank, wie der arme Hans Renneberg, von dem heute Morgen seine Kreolin kopfschüttelnd meinte, daß es sich in einigen Stunden mit ihm entscheiden müsse. Der Teufel werde aus den Kuren des gelben Fiebers flug. Die Engländer gebrauchen, um Hitze mit Hitze zu vertreiben, Merkur, die Creolinnen Limonade von sauren Orangen, Citronen und außer dem Fieber spanische Fliegen und Aderlaß. Aber die Weiber heilen am Besten, und darum habe ich auch unbedenklich die ehrliche Haut ihnen anvertraut.“

„Ihr kennt Hans Renneberg?“ — rief Hannibal, schnell erröthend, und wie aus einem Traum erwachend. „D, führt mich zu ihm, daß ich ihn sehe, meinen Herznsfreund!“

„Topp! das kann geschehen, wenn die Creolin, sein Arzt, es erlaubt,“ entgegnete Nichols treuherzig. „Ja, der Renneberg ist ein kreuzbraver Junge, wahrlich, sonst hätten seine und meine knickerigen Landsleute sich nicht nach dem Tode des braven Catalans, der ihn so sorgsam pflegte, seiner angenommen. Aber Ihr seht auf einmal wie neu belebt aus, Gott sei Dank! mit dem gelben Fieber hat es nichts zu bedeuten. — Ihr sollt Kuren Hans sehen, noch heute Abend. Bei Tage freilich ist es so eine eigene Sache. Denn obgleich hier Alle noch den Sklavenhandel treiben, und der harracon von ihnen täglich erfüllt ist, so vermeidet man doch, um des guten Rufes willen, mit Denen öffentlich umzugehen, die seit dem neuen Gesetz das Gewerbe treiben, und es öffentlich vor Gericht eingestanden haben.“ — „Wie?“ staunte Hannibal, „mein Hans ein Sklavenshändler? das ist unmöglich!“ — „Nun, das weiß ganz Havannah,“ lächelte Nichols, „was ist aber auch Böses daran? Es war aber eine überspannte Idee, daß der gute Junge, um einen Neger zu retten, sich selbst, den alten Peterson und den vertrackten Mohrmann vor dem Gouverneur Vives angab.“ — „Ihr sprecht in Räthseln,“ versetzte Hannibal. — „Wir sind jetzt in der Stadt,“ entgegnete Nichols gähnend, „wenn die Draktion um sieben Uhr vorbei ist, man sich eine gute Nacht gewünscht hat, und vor Meuchelmord, für welche diese Stunde bestimmt scheint, sicher ist, dann gehen wir zu

ihm; ich muß Euch nur noch eine Karte von der Polizei holen lassen, damit Ihr am Abend auf der Straße gehen dürft.“

Mit diesen Worten stieg Nichols aus der Volante, gefolgt von seinen Freunden, die sich jetzt Alle um einen Tisch vereinten, um das Lieblingspiel der Havanneseer, Monte, eine Art Pharao, das sogar die spanischen Damen mit Leidenschaft treiben, zu versuchen.

Wie ein Träumender sah Hannibal den Spielern zu, nur dann und wann Nichols zum Ausbruch mahnend. Endlich war auch dieser bereit. „Wir müssen zum Tauben-Kaffeehaus,“ fing dieser an; „dort wohnt Euer Freund versteckt. Gott vergelte es seinen Landsleuten,“ fuhr er fort, „was sie an dem braven Haus thun, vor Allen dem Dänen Rissen. Zwar verdiente er viel mit seiner Augenoperation, und mehr als mit seinem soda shop (Sodawestlerladen), der ihm noch neulich abbrannte, allein er hat auch ein gutes Herz im Leibe, und das ist eine seltene Erscheinung in dieser verderbten Welt.“

Schweigend war Hannibal gefolgt, als Nichols eine Hausthür öffnete, und den Deutschen in ein entferntes Hinterhaus des Tauben-Kaffeehauses führte. Auf der Diele empfing sie eine Creolin, welche Nichols in ihrer lauderwelschen Mundart die angenehme Nachricht für Hannibal gab, daß Renneberg die Krise überstanden habe und gerettet sey. Auf geschehene Anfrage vergönnte sie auch, daß der Fremde den Patienten sehe, führte ihn in eine Stube, wo Hans auf einem Feldbette hingestreckt lag, während ein Neger zu seinen Füßen saß und ihm mit großer Sorgfalt die Fliegen abwedelte.

Nichols war draußen geblieben. Wer schildert die Freuden dieses Wiedersehens! Es war kurz, denn die herbeigeschickene Creolin bereute die Wirkung, die sie an ihrem Pflegling wahrnahm. Sie beendete es schnell, und Hannibal schied, nachdem er nur die Worte: „D, mein Karlos!“ von dem ermatteten, aber selig blickenden Hans vernommen hatte.

Erst nach einigen Tagen ward ihm ein abermaliger Zutritt zu dem gänzlich geretteten Freunde gestattet. Das Wiedersehen war ungestörter und ungezwungener als das erste, so schnell abgebrochene, aber nicht minder herzlich. Bei Hannibals Eintritt war der Neger, nur mühsam sich schleppend, aufgestanden, hatte mit dem gewöhnlichen afrikanischen Gruß mehr die Stirn des Altonaers berochen als geküßt, und war dann wieder niedergesunken, indem er auf sein Bein wies, das ihm den Gehorsam zu versagen schien. „Der arme Schelm,“ erklärte Hans, „ist gestern von mir zu meinem Wohltäter, Herrn Rissen, auf die Plantage gesandt, und, da er sich vom breiten Wege verirrt hat, von den Bluthunden, welche nicht leiden, daß die Neger auf Seitenwegen gehen, so gebissen worden. Wenn ihn auch die Menschen haben frei geben müssen, so halten die Hunde doch noch am alten Rechte.“

Es folgten jetzt Fragen und Antworten mit Blütheschnelle. Der Erkundigung nach Jenny begegnete Hans mit der Bemerkung, daß er sie nur einmal gesehen habe. „Das Erste,“ hub er an, „was ich in Havannah unternahm, war eine Nachfrage nach ihr. Obgleich die ganze Stadt von ihrer Schönheit redete, zumal da ihr kleiner Fuß noch den der Havanneseerinnen übertreffen sollte, so hatte sie doch in dem letzten Jahre Keiner mehr gesehen. Sie wohnte in Guanabacoa, einer Stadt, welche eine Meile südöstlich von Havannah liegt und von den reichsten Kaufleuten bewohnt wird, bei ihrem Vater, von dem man indessen nur wenig Gutes redete. Wie es hieß, war sein großes, beim Sklavenhandel gewonnenes Vermögen durch Kaper, welche seine bedeutenden Menschengeladungen theils im Namen ihrer Regierungen, theils selbst aus räuberischer Absicht weggenommen hatten, wieder sehr geschmolzen. Man sagte mir, das einzige Mittel, in seinem Hause bekannt zu werden, sey, wenn ich Dienste auf einem seiner Schiffe nehme. Da ich kein anderes sah, um meinen Zweck zu erreichen, suchte ich sofort den alten Mohrmann auf, der einzig und allein am Morgen, im Barracon, wo die Sklaven verhandelt werden, zu sehen war. Er empfing mich düster, engagirte mich indessen nach wenigen Fragen als Untersteuermann, und

erklärte mir, daß ich innerhalb zwei Tagen mich bereit halten möge, nach Sierra Leona, unter Leitung eines Kapitän's Welsby, abzugehen. Dabei ladete er mich auf den andern Morgen zum Frühstück auf seiner Plantage vor Guanabacoa, um, wie er sagte, die Verlobung seiner Tochter mit einem jungen Hamburger zu feiern. Kaum hatte er dieß gesagt, als er eine Bolante bestieg, und fortellte."

"Ich war am andern Morgen schon etwa um fünf Uhr mit den Bewohnern von Havannah, welche bis zehn Uhr Vormittags ihre Geschäfte abzumachen pflegen, meinem Lager enteilt, und ließ mich von meinem calescero (Kutscher) über den reizenden passeio, den einzigen Spaziergang in Havannah, nach dem Ort der Einladung führen."

"Bei dieser Gelegenheit passirte ich das prächtige Dorf Regla, und hielt bald vor einer Plantage still, die hart vor der Stadt Guanabacoa lag, und mir als der Landsitz des alten Mohrman bezeichnet wurde. Durch Ungebuld getrieben, hatte ich mich zu früh eingefunden. Allein der Majoral (Plantagenaufseher), der, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, ein Franzose war, empfing mich ungemein freundlich, setzte mir Erfrischungen vor und unterhielt mich auf die angenehmste Weise, nämlich von Jenny, die er als einen Gott in Menschengestalt pries, nur mit der einzigen Bemerkung, wie es Schade sey, daß sie keinen Unterschied zwischen Negern, deren Kinder kaum getauft würden, und rechtgläubigen Weißen mache. Dann erzählte er mir, aber nur leise, wie der alte Mohrman sie, aber, wie er glaube, wider ihren Willen, an einen Herrn aus Hamburg zu verheirathen Willens sey."

"Nach und nach fanden sich die Offiziere der Schiffe, zu denen ich nur halb und halb zu rechnen war, mit dem Prinzipal ein, und ein glänzendes Frühstück wurde aufgetragen. Man schien mich nicht zu beachten, auch konnte ich keinen Theil an der Konversation nehmen, da sie in der mir unbekanntem spanischen Sprache geführt wurde."

"Plötzlich öffnete sich die Thür, und Jenny, schön wie die junge Rose, trat ein, geführt von einem kleinen mageren Manne, der die Häßlichkeit seines ausgemergelten Neußern noch dadurch erhöhte, daß er mit der widerlichsten Freundlichkeit das sich mit sichtbarem Widerwillen von ihm wendende Mädchen, die holde Jungfrau, belästigte. Hannibal! ich kann Dir diesen Augenblick nicht beschreiben. Die Brust drohte mir zu springen; die unbedachtamen Worte: „Jenny, liebe Jenny!“ bildeten sich ohne meinen Willen in meiner Kehle, und flutheten an ihr Ohr. Aber kaum waren sie angelangt, als ein Schrei: „Hans! mein Ketter!“ zu mir zurückkehrte. Allein die Nerven des Mädchens wichen den meinigen an Kraft. Bewußtlos sank Jenny nieder."

"Was Teufel!" donnerte der alte Mohrman, „hast Du Bekanntschaften in der alten Welt? Nun begreife ich, warum Du die in der neuen Welt verschmähst. Ungerathenes Mädchen!" fuhr er fort, indem er sie durch einige Neger in ein Nebenzimmer bringen ließ, und dann sich zu mir wandte: „Herr Untersteuermann! Sie machen sich schon morgen zur Abreise bereit, und das, bei Gott! ohne Widerrede!"

"Meine Lage war zu peinlich, zu mißlich, als daß ich irgend ein Wort hervorzubringen vermögend gewesen wäre. Mein Entschluß stand indessen fest, die Reise auf keinen Fall zu machen. Ich blieb schweigend, bis die Gesellschaft, welche Mohrman schon ohne Abschied früher verließ, nach Havannah heimkehrte, nicht wenig von dem Herrn Mack gequält, der, halb eifersüchtig, halb neugierig, die albernsten Fragen an mich richtete, die ich mit Nichtwissen beantwortete."

"Nachdem ich einige Stunden im Nichols'schen Hause über meinen Plan gebrütet, brachte ein Sklave mir ein Billet von Jennys Hand. Sie beschwor mich, ja die Reise zu machen und den Dienst ihres Vaters nicht zu verlassen, wenn ich nicht mein eigenes Leben dem Mordmord aussetzen und ihr eine Stütze rauben wolle, der sie so sehr bedürfe. Sie denke ihren Vater schon zu beruhigen, den lästigen Freier bis zu meiner Rückkehr

hinzuhalten; alsdann müsse freilich ein entscheidender Schritt gethan werden. Dabei erkundigte sie sich zärtlich nach Dir, lieber Hannibal, und bat durch Uebersbringer dieses um eine Zeile Antwort. — So schnell wie möglich verfaßte ich diese und beeilte, durch die Mahnung des ängstlichen Negers bewogen, mein sonst ausgedehnter gewordenes Schreiben. Ich schrieb ihr Alles, was sich in unserm Vaterlande zugetragen, das Geheimniß ihrer Geburt, Deine Liebe, die Qualen ihres reinigen Vaters und meine Freundschaft, deren Unveränderlichkeit bis in den Tod ich ihr versicherte."

"Ich hatte kaum den Boten abgefertigt, als ein großer starker Schiffer in das Zimmer trat, sich als meinen Kapitän ankündigte und mir ein Billet des alten Mohrman überbrachte, dessen Inhalt mir befahl, da mein mir zugedachter Capitän erkrankt sey, dem Uebersbringer auf einer Reise nach Sierra Leona zu folgen. Ich gehorchte auf Jennys Befehl, nur konnte ich keine Zeit gewinnen, Euch Kunde zu ertheilen; ich hoffte auch, daß Jenny dieß nicht unterlassen würde. Noch an demselben Abend stacheg wir in See. Ich merkte zu bald die Absicht unserer Fahrt, aus welcher der Kapitän, so wie die ganze Schiffsmannschaft, auch kein weiteres Geheimniß machten. Unser Schiff war mit Pulver, Flintensteinen, schlechtem Rum und blauen Baffas, der gewöhnlichen Ladung von Sclavenschiffen, befrachtet und ging nach Gallinas, einem unter Sierra Leona befindlichen Sclavenplage, wo der König Schafer mit europäischer Grausamkeit seine schwarzen Brüder verhandelt, und über den edlen, um die Abschaffung des Sclavenhandels so verdienten Parlamentsredner Wilberforce das Urtheil fällt, daß derselbe werth sey, in Stücken zerrissen zu werden. Ich hatte kaum erfahren, daß mein Kapitän Peterson heiße, als mich ein wahrer Schauer überfiel. Glücklicher Weise war mein Name in der ohnehin nur sehr unordentlich geführten Schiffsliste „Runberg" ausgezeichnet, und da ich auf seine Anfrage mich für einen Hamburger ausgab, entdeckte Dein Räuber auf der ganzen Reise nicht in mir seinen Verfolger auf der Elbe."

(Schluß folgt.)

Sklaverei in Nordamerika.

Die Sklaverei in den südlichen Staaten ist durch die Verfolgung der Abolitionisten erst recht bekannt geworden, und man fragt sich, wie ein solcher Zustand im neunzehnten Jahrhundert fortdauern kann und noch Vertheidiger findet. Wir wollen den Lesern ein Bild dieser Vergehen an der Menschheit unter die Augen stellen, ohne die Farben stärker aufzutragen, als sie in der Wirklichkeit sich vorfinden.

Es ist ein Amerikaner, William Jay, Richter im Staate Newyork, der den Stoff zu dem düstern Gemälde geliefert hat. — Jeder weiß, was der Mensch ist, was er werden kann, wenn er seinen vollen Werth, seine ganze Würde hat; er ist Bürger, Eigenthümer, Sohn, Gatte, Vater; er unterrichtet sich, betet zu Gott, vertheidigt sich, wenn man ihn angreift. So kennen wir den Menschen. In den vereinigten Staaten ist der Sklave weder Bürger, noch Eigenthümer; nicht Sohn, nicht Gatte, nicht Vater; er kann nichts lernen; er betet nicht zu Gott; er darf sich nicht vertheidigen, wenn man ihn angreift; er darf nicht kommen und gehen, auch wenn seine Arbeit gethan ist; das Hausvieh ist freier, die wilden Thiere haben mehr Rechte. Das ist keine Uebertreibung; das ist in den südlichen Staaten der Union gesetzlicher Zustand. Wie aber wird man Sklave? Wird der Sklave gekauft? Verkauft er sich selbst? Nein! Man wird als Sklave geboren. Das Kind folgt dem Stand der Mutter. Der Pflanzler in Südkarolina hält sich Negerinnen für seine Lüste; der Freie zeugt sich selbst seine Sklaven. Welch ein Geseg! Es befördert die Unstittlichkeit und bereichert den Lüstling. In Europa glaubt man wohl mitunter, nur die Schwarzen

seyen Sklaven — und die Farbe macht uns nachsichtig; wir finden es nicht so außerordentlich, wenn ein Neger in der Knechtschaft lebt. Aber nein! in Carolina und Virginia gibt es auch weiße Sklaven, eingeborne Amerikaner (Indier.) Den Weißen schützt die Farbe nicht; war seine Aeltermutter eine Sklavin, er folgt ihrem Stand; er ist ein Sklave. In den Blättern liest man oft Verhandlungen über Ansprüche auf Freiheit; sie werden nicht nach der Farbe, sondern nach dem Geburtsregister entschieden. In den Adern der Sklaven rollt oft vornehmes (nicht edles) Blut, aber die Mütter waren Negerinnen und das Kind kennt nach dem Gesetz nur die Mutter. In Amerika hat man die europäischen Adelsvorurtheile nicht, wohl aber einen negativen Adel; Sklaverei, die von der Mutter auf den Sohn forterbt. Dem freigelassenen Neger, dem farbigen Menschen, droht Sklaverei auf allen Wegen. Im Staate Georgien ist ein Gesetz, wenn sich ein freier Neger betreten läßt, wird ihm eine Geldbuße aufgelegt; kann er nicht zahlen, wird er als Sklave verkauft. Kann ein freier Neger nicht beweisen, wann und wie er frei geworden, fällt er aufs Neue in Knechtschaft; in dem freien Lande wird die Sklaverei präsumirt! — Man hat Gesetze, die Mißhandlung von Thieren zu verbieten; man hat auch Gesetze, wornach untersagt ist, Sklaven zu mißhandeln. Die erstern Gesetze werden beobachtet, die letztern nicht. Bei den Thieren ist kein Kasteninteresse im Weg; der Sklave aber, wenn er nur schwarze oder farbige Mißthlaven als Zeugen erlittener Mißhandlung aufrufen kann, wird nicht gehört. Ist die Mißhandlung augenscheinlich und durch gültige Zeugen ermittelt, so entscheiden doch nur Sklaveneigner über den Thatbestand und der Weiße hat nichts zu fürchten. Der Eigner ist also mehr Herr seines Sklaven, als seines Pferdes. Die Gesetze haben versucht, die Arbeitsstunden zu reguliren. Aber wie? In Südcarolina kann der Sklave gesetzlich zu fünfzehn Stunden Arbeit im Tage angehalten werden. Ein anderes Gesetz schreibt vor, daß die Gefangenen in den Correktionsanstalten zehn Stunden im Tag arbeiten müssen. Also erläßt das Gesetz dem Weißen, der im Zuchthaus sitzt, fünf Stunden Arbeit, um sie dem unschuldigen Neger aufzubürden. Der Sklave hat kein Eigenthum und kann auch nichts erwerben. Dem Eigner ist bei Strafe untersagt, seinem Sklaven Arbeit für sich selbst zu erlauben; alles was dem Sklaven einen Begriff von Eigenthum geben könnte, ist von dem Gesetz verpönt. Der Sklave kann nicht vor Gericht erscheinen; er kann also nicht selbst Klage führen; wird er geschlagen, mißhandelt man seine Frau, seine Kinder, er hat kein Mittel Recht zu suchen. Auch fremde Sklaven darf der freie Weiße peitschen, wenn er sie nur nicht zur Arbeit unfähig macht. Wird der Sklave verstümmelt, so erkennt das Gesetz dem Eigner die Schadloshaltung dafür zu. Der Schwarze hat keine Familie; heirathet er, so geschieht's nur um der Form wegen; von Rechten ist keine Rede; die Frau kann ihm weggenommen und anderwärts hin verkauft werden; eben so ist's mit den Kindern. Er mag sich der Bigamie oder der Polygamie ergeben (zwei oder mehr Weiber nehmen), für ihn gibt es kein Ehegesetz, so wenig, als für die Hausthiere. Der Sklave, seine Frauen, seine Kinder, können verschenkt, verkauft, verhypothekirt, unter Beschlag gelegt werden, wie jedes andere Stück des Inventariums. Der Sklave ist moralisch todt; er darf sich nicht wehren, wenn ein Weißer nach ihm schlägt. In Kentucky bekommt jeder Neger, Mulatte oder Zurdier, frei oder unfrei, wenn er die Hand aufhebt gegen einen Weißen, dreißig Peitschenhiebe. Läßt sich ein Neger außerhalb der Pflanzung seines Herrn betreffen, so darf ihn jeder Weiße der zufällig bei ihm vorbeikommt, ansfragen und nach Befinden auf der Stelle mit zwanzig Hieben abstrafen. — Das Gesetz ist erfinderisch in Verbrechen der Neger. Hat ein Sklave eine Flinte, oder Pulver, oder auch nur einen Stock, so verwirft er 39 Peitschenhiebe. Kommt er zusammen mit Negern einer andern Pflanzung, so dictirt das Gesetz dem Besucher 40 Streiche, den Besuchten die Hälfte. Man kann sich denken, wie strenge das Gesetz bei wirklichen Vergehen ist, da es eingebil-

dete so grausam straft. In Virginia wurde vor kurzem erst das Gesetzbuch revidirt; dennoch zählt es noch ein und siebenzig Vergehen, worauf für den Sklaven der Tod steht, während der Weiße, der sich ihrer schuldig macht, mit Gefängniß davon kommt. Sklaven werden nicht durch Einspernung gestraft, denn der Pflanzler würde ja ihre Arme entbehren und der Neger ruhete aus. Es ist ökonomischer, sie bei kleinen Vergehen zu peitschen, bei größeren zu hängen. In Carolina, Virginia und Louisiana kommen die Sklaven nicht vor eine Jury. Im Jahr 1832 wurden 32 Neger verurtheilt und hingerichtet nach dem Spruch eines Tribunals, das aus zwei Friedensrichtern und fünf Pflanzern bestand. Man wundert sich in Europa über die Anwendung des Lynchgesetzes. Nichts ist doch einfacher; die Pflanzler behandeln die Freunde der Sklaven, wie die Sklaven selbst. Da die Sklaven wie das liebe Vieh angesehen werden, so ist's kein Wunder, daß für Ausbildung ihres Verstandes und das Heil ihrer Seelen nicht gesorgt wird. Die Gesetze verbieten, den Sklaven etwas zu lehren, oder ihnen das Wort Gottes zu predigen. Ein Sklave, den sein Herr in einer Schule findet, oder sonst an einem Ort, wo Unterricht ertheilt wird, büßt seine Wißbegierde mit zwanzig Peitschenhieben. Lesen- und Schreibenlernen ist bei harter Strafe verboten. Ein Weißer, der sich untersteht, einem Neger Unterricht zu ertheilen, wird in Georgien um 500 Dollars gebüßt. So ist noch heute das Loos von zwei Millionen Menschen in dem freien Nordamerika!

Die wachsamten Hüter eines Grabes.

Bekanntlich geschieht es in England sehr häufig, daß Leichen aus dem Grabe gestohlen und an Anatomen verkauft werden. Da die Letzteren gut bezahlen, indem, vermöge eines, dem Deffnen menschlicher Leichname sehr ungünstigen Volksglaubens, in England solche Maßregeln zu Gunsten der anatomischen Institute, wie z. B. in Deutschland, nicht getroffen sind und daher die Leichname durch allerhand Schliche und Kniffe zu erlangen gesucht werden müssen. Unter diesen Umständen sieht man sich häufig genöthigt, wenn man einen nahen Angehörigen zur Erde bestattet hat und nicht wünscht, daß er unter das Messer des Anatomen gerathe, sein Grab bewachen zu lassen, wenigstens so lange, bis die Leiche aller Wahrscheinlichkeit nach in völlige Verwesung übergegangen ist.

Vor einiger Zeit verlor im nördlichen England ein Mann, Namens Richard Johnson, seine von ihm auf's innigste geliebte Frau durch den Tod, und da er fürchtete, sie möchte aus dem Grabe gestohlen werden, hielt er in der ersten Nacht, in Begleitung seiner beiden treuen Doggen, persönlich Wache auf dem Kirchhofe. Am folgenden Abend gab er seinen Hunden durch Zeichen zu verstehen, sie möchten den Wachtdienst allein versehen und die Doggen lagerten sich seitdem jede Nacht auf das Grab ihrer ehemaligen Gebieterin, bis diese Vorsicht nicht mehr nöthig war.

M i s z e l l e n.

In Wien trug neulich eine 13jährige Violinspielerin, Theresie Ottavo, eine Schülerin Paganini's und Verriotti's, Variationen von letzterem Meister im Kärnthnertheater vor. Man fand in ihr eine talentvolle Anfängerin, die mit der Zeit vielleicht dem ganzen weiblichen Geschlecht als Violinspielerin Ehre machen wird.

* * *

Die Direktion der großen Oper in Paris veranstaltete kürzlich eine Konsultation von 8 Aerzten über eine Verletzung, welche Dem. Taglioni sich am Knie zugezogen hatte. Die Aerzte entschieden, daß die berühmte Tänzerin eine Zeitlang der Ruhe pflegen müsse.